

Der Sprung ins kalte Wasser

Was bringt die beste Nachricht der Welt, wenn sie niemanden erreicht?

Von christlicher Selbstbefriedigung zur manischen Meinungslosigkeit - Deutschlands Kirche befindet sich in einer Krise. Die Freiburger Studie bezeugt es:

Bis 2060 werden der EKD die Hälfte aller Mitglieder weglaufen.

Dieser Verfall ist zum einen der Altersstruktur geschuldet, jedoch zum anderen überwiegenden Teil sind es kirchenspezifische Faktoren. Es lohnt sich nicht mehr ideell (bzw. spirituell) also lohnt es sich auch nicht mehr finanziell Mitglied zu sein.

Die Freikirchen wachsen stetig, dabei stellt sich jedoch die Frage wie sehr sich dem Glauben indifferente Menschen von den christlichen "Kuschelclub"-Versammlungen angezogen fühlen. Im Wissen, dass seine Jünger nicht von der Welt sind, hat Jesus sie in die Welt gesandt. Doch wo sind sie nahbar, startklar, sichtbar, die überzeugten Christen?

Das fundamentale Problem liegt nicht in einem Mangel an Ressourcen oder theologischen Wissens. Das fundamentale Problem dieser Krise liegt in der Kommunikation.

Denn zwischen Sender und Empfänger der Nachricht tut sich eine immer größere Kluft der Lebenswelten auf. Um Licht am Ende des Tunnels zu sehen, müssen sich Landeskirche und Freikirche gleichermaßen fragen:

Was macht die Angebote aus, in denen sich Kirchendistanzierte für christliche Glaubensfragen öffnen?

Es gibt nicht die eine Bauanleitung wie Kirche auszusehen hat, aber wir können die Essenz der Angebote, in denen sich Menschen ihrem Gott zuwenden, extrahieren und so ein Lebenselixier für die Kirche des 21. Jahrhunderts gewinnen.

Die einen sehnen sich danach und den anderen müsste man eine solche Medizin fast schon einflößen, denn die Bereitschaft für Veränderung aufzubringen ist für viele Gemeinden schon ein Kraftakt für sich. Wenn Mission bei vielen nur als Nebenwirkung auf dem Beipackzettel der Magenmittel geschrieben steht, ist es nur logisch, dass sich niemand aufmacht und neue Wege geht.

Die Bauchschmerzen bleiben aber in jedem Fall.

Wer hingegen an seinem Leben festhält, wird es verlieren und wenn Kirche nicht missional ist und sich hingibt, wird sie sterben. Darum kann man sich berechtigt fragen:

Was unterscheidet viele Kirchen heute beim Thema Mission von den Gemeinden der ersten Christen?

Mission war keine Option oder nur ein Programmpunkt, wie es heute oft der Fall ist. Mission war der *Herzschlag der Kirche*. Es war das natürlichste der Welt von dem zu zeugen, was man erlebt hat. Daraus folgte erst das Theologisieren, um sich gegen Irrlehren zu schützen. Natürlich sind heute die äußeren Bedingungen ganz und gar unterschiedlich und es wäre ein Fehlschluss der romantischen Rückbesinnung zu erliegen. Probleme gab es damals und es gibt sie heute noch in den Gemeinden. Umkehr und Neuausrichtung ist und bleibt ein fortwährender Prozess, der sich in jeder Strömung der Kirchengeschichte wiederholt. Nicht umsonst ist die Heilsgeschichte im Doppelwerk Lukas – Apostelgeschichte offengelassen, denn Gott ist noch lange nicht fertig mit seiner Geschichte.

Mein Ziel ist es weder eine umfassende Darstellung des Begriffs Mission zu geben, noch mich zu lange mit der Definition davon, was Mission bedeutet, aufzuhalten. Vielmehr ist es ein Beobachten von Projekten, wo dieser gesunde Herzschlag gegeben ist.

Die Kirchenkardiologie, wie ich sie nenne, ergibt sich hier aus der Prämisse, dass Kirche kein Selbstzweck ist, sondern nach außen Zeugnis von einer lebensverändernden Botschaft geben will: Gott liebt diese Welt so sehr, dass er Mensch wurde und sein Leben für die Welt hingab. Jesus wurde Mensch und inkarnierte in diese Welt. Er war keine fremde Geistesgestalt, sondern einer von uns, **nahbar, startklar, sichtbar**. Mit der Kirche ist es nicht anders. So war die Idee von Mission. Nun gibt es verschiedene Ansätze, was das für uns bedeuten kann.

Der Missionswissenschaftler David Bosch deutet hier auf das evangelikale und ökumenische Missionsparadigma und tut dies in dem Wissen, dass sich die Realität selten in Dualismen abspielt.

Wenn wir uns diese beiden Strömungen genauer anschauen und miteinander vergleichen, wird schnell sichtbar, dass "die Wahrheit" dazwischen liegt.

Evangelikale Mission beschreibt nach Bosch den Fokus auf das Evangelisieren in einer Welt, die verloren ist. Wenn wir uns jedoch in einem Rettungsboot befinden und der Rest der Welt um sein Überleben kämpft, wie können wir dann wirklich bei den Menschen sein?

Vielleicht sollten wir lieber ins kalte Wasser springen?

Im Gegensatz dazu steht das ökumenische Missionsparadigma, wo die Offenheit für die Welt im Vordergrund steht. Der Sprung ins Wasser ist selbstverständlich und soll das Friedensreich Gottes verbreiten. Nichtsdestotrotz verwässert die Verkündung dieser einzigartigen, befreienden Botschaft dabei nicht selten. Es braucht also einen Mittelweg.

Wir haben keine Zeit mehr, um Theorien aufzustellen, die keiner umsetzen kann. Es fordert einen neuen Ansatz. Probieren geht ja bekanntlich über studieren.

Aus diesem Grund gehen wir den Weg der Orthopraxie – der Lehre, die aus der Praxis hervorgeht. Dafür stelle ich vier Personen aus unterschiedlichen Gefilden der Kirchenlandschaft vor und zeige, was Martin Schmidt, Marcus Rose, Ralf Neumann und Dirk Farr für Wege eingeschlagen haben. Trotz unterschiedlicher Pfade haben sie alle eine verbindende Vision: Kirchenferne erreichen, zu Jüngern machen und Gemeindemultiplikation.

Dabei wählten sie eine bunte Palette von Methoden.

Martin Schmidt ist einer, der seinen Kiez kennt und liebt. Seine Idee vom Gemeinsamen Leben in Magdeburg zeugt von einer Leidenschaft für Nachbarschaft der Jüngerschaft.

Marcus Rose hat „Hoffnung für Deutschland“ ins Leben gerufen. Eine Bewegung, die Keimzellen der Hoffnung in Form von Kleingruppenformaten europaweit schafft.

Ralf Neumann bringt mit seinem Team Licht auf den Datzberg in Neubrandenburg. „Polylux“ heißt ihr Verein und nach dem Motto „mach was Schönes“ strahlen sie in den Plattenbauten Mecklenburgs.

Dirk Farr gründete vor 14 Jahren die „Junge Kirche Berlin Treptow“ und ist Leiter des Bereichs Gemeindegründung bei der Liebenzeller Mission. Gemeindegründende Gemeindegründung ist sein Herzensanliegen.

*Was macht die Vision hinter den Angeboten aus,
in denen sich Kirchendistanzierte christlichen Glaubensfragen öffnen?*

Man merkt es diesen vier Menschen sofort an, wenn man mit ihnen spricht:

Sie gehen mit Leidenschaft voran. Sie sind visionäre Leiter, die von ihrer Vision ausgehend leiten und das macht einen Unterschied wie Tag und Nacht.

„The heart of the issue is the issue of the heart.“

Ihre Herzenssache ist am Herzen der Menschen zu sein und mit ihnen den Weg zu Jesus zu gehen - Jüngerschaft. Der Sprung ins kalte Wasser ist Pflicht.

Schon hieran wird offenbart, wie stark eine Vision tragen kann und tragen muss.

In zu vielen Gemeinden gewinnt die Trägheit zu handeln über die natürliche Notwendigkeit zu den Menschen zu gehen und wie Jesus in ihre Welt zu inkarnieren.

Ein guter Leiter muss also auch ein guter Verkäufer sein – für den guten Zweck, versteht sich. „Was bringt es mir?“ – ist eine normale Frage, die am lautesten wird, wenn das „wieso“ nicht klar ist. Dann aber, wenn man innerlich durchdrungen hat, dass sich der Sprung ins Wasser lohnt, ist das Fundament gelegt. Denn es ist Gottes eifernde Leidenschaft, Menschen durch Wort und Tat zu erreichen. Ohne das Bewusstsein, Teil des größten Ganzen – der Mission Dei - zu sein, verschläft man jedoch Erweckung.

Aus diesem Grund ist das Kernteam innerhalb der vier Projekte der Ausgangspunkt für die Arbeit nach außen. Besonders wird bei Martin Schmidt und Marcus Rose erkennbar, dass sich hier keine Hierarchie, sondern eher eine Pfirsich-ähnliche Struktur ergibt.

Das Innerste ist für die Teammitglieder von hoher Verbindlichkeit und Verantwortlichkeit geprägt und somit bildlich gesprochen der Kern der Frucht. Suchende bekommen den Freiraum zu suchen, Gefundene jedoch sind zu Verantwortung berufen.

„Wer erwartet, dass Gemeinde sich an seine sozialen Bedürfnisse anpasst, wird bei uns nicht glücklich.“ sagt Marcus Rose und meint damit, dass Mitarbeitenden klar sein muss, dass **Kirchendistanzierte zu Jüngern zu machen** die Vision ist und die Kerngemeinschaft nicht für sich steht.

Von außen kann jeder Suchende trotzdem Teil sein, ohne zum Kern zu gehören und ihn als abgegrenztes Element wahrzunehmen – es ist für Kirchendistanzierte also leicht in die Frucht einzudringen. Dieses Pfirsich-Modell ist sowohl für Formate, die im kleinen Rahmen bleiben, als auch für Gemeindegründungsprozesse sehr sinnvoll. Denn bei allen Formaten, in denen die Vision vorhanden ist hinauszuweisen und ins kalte Wasser zu springen, braucht es Orte, um sich abzutrocknen und aufzuwärmen. Trotzdem betont Martin Schmidt, dass jeder auch geistlicher Selbstversorger sein muss, wenn er hinausgehen will. Jesus lebte es vor: Rückzug aus dem Alltag in die Intimität mit Gott ist die Bedingung, um seine Vision mit seinem Leben abzugleichen. Gerade in Jesu Wirken ist es interessant, dass er vor jeder größeren Entscheidung diese Gewohnheit pflegte. Um dies zu erlernen, können Begleitung durch Mentoring und Zweierschaft eine großartige Hilfestellung geben.

Die Konsequenz konsequent visionsbezogener Leitung bringt Früchte hervor. Hausgemeinden, Kleingruppen und Gemeinden wachsen. Dann aber zeigt sich, dass Jüngerschaft allein nicht ausreicht. Es fordert den Schritt von der Addition zur **Multiplikation**.

Denn unterm Strich zeigt sich hier der markante Unterschied. Eine Gemeinde, die permanent wächst, wächst nicht über sich hinaus, wenn sie nur *eine* Gemeinde bleibt. Der Schöpfungsauftrag gilt nämlich auch für sie: Seid fruchtbar und mehret euch! Bei jedem Format, das Schmidt und Rose etablieren gibt es immer die Aussicht, dass neue geistliche Familien entstehen, wenn geistliche Kinder zu geistlichen Vätern und Müttern werden. Aus einer Kleingruppe entsteht eine neue, daraus wieder eine neue und so weiter.

Gute Leiterschaft wird also nicht daran sichtbar wie viele Leute dir zu Füßen liegen, sondern wie viele Leute Verantwortung übernehmen wollen.

Dafür müssen sich die Leiter in den Hintergrund stellen, um die anderen zu wahrer Größe zu führen. Es ist wieder eines dieser Dinge, die nicht ohne Selbstverleugnung funktionieren.

Zu viele Gemeinden verharren in ihrem Dunstkreis, verkleinern sich gar.

Wenn sich Menschen fragen, weshalb die Kirchen Deutschlands schrumpfen, werden hier die ersten Gründe klar. Jüngerschaft und Multiplikation sind die DNA von Angeboten, in denen sich kirchendistanzierte Glaubensfragen öffnen und das ABC gesunder Strukturen, die sich daraus ergeben.

*Was macht die Angebote strukturell aus,
in denen sich kirchendistanzierte christlichen Glaubensfragen öffnen?*

Nur wer sich auf die Suche nach dem Heilmittel für eine Krankheit macht, wird die passende Medizin finden. Diese Diagnose lautet: krankhafte Gemeindestrukturen.

Doch zuerst muss die Ursache geklärt werden, bevor wir weiterforschen können.

Im Blick von außen lässt sich schnell bestimmen, womit wir es zu tun haben:

Die christliche Blase.

Sie ist ein Strukturproblem und gleichzeitig ein Teufelskreis.

Denn diese Blase zum Platzen zu bringen ist leichter gesagt als getan.

Alles fängt damit an, dass Christen sich gut verstehen. Ja, sogar besser verstehen als mit Leuten, die keine Christen sind. Man teilt die gleichen Werte, Gesprächsthemen, die gleiche Hoffnung, wohin der Weg geht, wenn man unter der Erde liegt usw.

Keine Frage: Diese Gemeinschaft tut gut und ist gut. Doch gerade, wenn Gemeinden wachsen und Christen sich vernetzen, werden die Kontakte zur „Außenwelt“ weniger und weniger.

Dazu kommt noch, dass der entscheidende Schritt der Multiplikation fehlt.

Eine Gemeinde, die nicht dazu bereit ist, sich neu aufzumachen und neue Gemeinden zu gründen, fängt oft ab einem bestimmten Punkt an sich selbst im Kreis zu drehen.

Ein weiterer Faktor ist das Ungleichgewicht zwischen geistlichem Input und missionarischem Output. Das beschreibt das Phänomen, wenn schlichtweg zu wenige bis keine Angebote vorhanden sind, um selbst aktiv zu sein bzw. mit Nicht-Christen in Kontakt zu kommen. Hinauszugehen ist hier nur ein Programmpunkt und nicht die klare Zielrichtung der Gemeinde. Wohl oder übel ist es ein schwierig zu behebender Herzfehler in der Kirchenkardiologie. Logische Schlussfolgerung ist, dass die Gruppe immer homogener und langsam aber sicher die Kirche zum Selbstzweck wird. Es wird kuschlig. Denn jetzt spricht jeder die Sprache Kanaans und alle können sich auf ihre Wohlfühlzone einlassen. Martin Schmidt bezeichnet dieses Phänomen spitz aber treffend als „Christliche Selbstbefriedigung“.

Doch wenn das Zugehen auf Kirchendistanzierte mehr und mehr aus der Eigenverantwortung eines jeden zu schwinden scheint, sind nur noch wenige Einzelne die missionarisch Aktiven.

Öl ins Feuer gießt dann nur noch das Problem der *Sprachunfähigkeit*.

Wer seinen Glauben nicht regelmäßig mitteilt, wird es auch nie lernen.

Viele Gemeinden stagnieren ab einem bestimmten Punkt in ihrer geistlichen Entwicklung aus genau diesem Grund. Die christliche Blase bestärkt die Unmündigkeit vieler Christen, da man nur lernen kann wie Andersdenkende ticken, wenn man mit ihnen Zeit verbringt.

Daraus ergibt sich, dass Gemeinden formenfremd und kulturell unverständlich werden – laut Dirk Farr das Kernproblem von Gemeinden, deren Salz an Kraft verlor.

Begegnungen mit Christen fühlen sich dann oft so an, als würde das Gegenüber mehr aus Gruppenzwang und Erziehung glauben. Wieso sonst prägen Dogmen das Bild von der Christenheit und nicht die Begeisterung für das Evangelium?

Wie bringt man nun die Blase zum Platzen?

Zuerst braucht es eine klare Neuorientierung.

Eine Vision zu haben ist gut, sie wirklich zu leben ist besser.

Auch in den Teams von Martins Lebensgemeinschaft oder Marcus‘ Kleingruppen ist es die oberste Prämisse sich immer wieder vor Augen zu führen, wieso man tut, was man tut.

Um Transferwachstum und Blasenbildung entgegenzuwirken spricht jeder neue Christ, der dazukommt, zuerst einmal mit einem der Leiter über die Vision. Nur *diejenigen, die selbst aktiv Menschen zu Jüngern Jesu machen wollen*, können an Bord kommen.

Das bedeutet im Umkehrschluss, dass es denjenigen verwehrt wird dabei zu sein, die lieber auf ihren Händen sitzen - hart, aber fair. Gerade in Gemeinden ist hier der Punkt, an dem es einer Reformation bedarf: Quo vadis, Ecclesia? Wohin gehst du, Kirche?

Ist die Laufrichtung klar? Nur eine Leitung mit Vision kann zu einem Ziel führen. Es ist Zeit für einen Durchbruch der alten Mauern, die sich in Form von Widerständen in den einzelnen Gemeinden über die Jahre aufgebaut haben. Dabei bedarf es aber klarer Differenzierung, da man hier oft tendiert in Extreme zu rutschen.

Es gilt einen *Spagat zwischen geistlichem Tiefgang und aktiven missionarischen Tätigkeiten* zu leisten. Während die einen vor lauter christlichen Kontakten ausbrechen müssen, sind andere schon mit den Nachbarn oder Arbeitskollegen, die Gott nicht kennen, täglich im Gespräch. Die einen brauchen Output, die anderen Input.

Um hier für die richtige Dosis an Angeboten zu sorgen, brauchen Gemeinden beides. Tendenziell fallen aber die Angebote zu kurz aus, in denen Christen die Möglichkeit gegeben wird, von ihrem Glauben zu zeugen. Doch das eine missionarische Projekt für alle gibt es nicht. In den kleineren Gruppen wie bei Martin Schmidt, Marcus Rose und Ralf Neumann ist es noch deutlich leichter darauf zu achten *Christen gabenorientiert einzusetzen*. Besonders Hoffnung für Deutschland setzt auf Eins-zu-Eins Gespräche, um den individuellen Fähigkeiten des Einzelnen entgegenzukommen. Bei einer Gemeinde, die über 150 Menschen zählt, ist das jedoch schwerer, aber genauso nötig, meint Dirk Farr. Wenn die Kapazität für solche persönlichen „Wo siehst du deinen Platz?“ - Gespräche nicht reicht, wären Gabentests eine weitere Möglichkeit. Dahinter steht die Überzeugung, dass es für jeden die persönliche Berufung ist missionarisch auf seine Art und Weise aktiv zu sein.

Ist es nicht genau das, wozu wir berufen sind?

Nicht jeder ist ein Evangelist aber jeder Christ sollte auf seine Weise evangelistisch sein.

Gerade für den eigenen Glauben ist es eine immense Bereicherung *nicht nur zu wissen, was man glaubt, sondern es auch kommunizieren zu können*.

Denn in den meisten Fällen ist es die Art und Weise wie man etwas sagt und nicht der bloße Inhalt, der abschreckt, Zeugnis gibt oder sogar überzeugt.

Dem Einzelnen stehen hier oft bewusste und unbewusste Hindernisse im Weg.

Darum ist es die Aufgabe von Gemeinden dieser Sprachunfähigkeit entgegenzuwirken. Hoffnung für Deutschland lädt hierfür in die Denkfabrik ein, ein Projekt, das rhetorische und argumentative Fähigkeiten vermittelt. Doch schon einzelne Angebote, in denen man mit Kirchendistanzierten zusammenkommt und Zeit verbringt, lassen verstehen, was die Fragen dieser Zeit wirklich sind, so Ralf Neumann. Um also die christliche Blase zum Platzen zu bringen, bedarf es einer klaren Vision der Jüngerschaft und Multiplikation, die sich durch alle Bereiche zieht. Zudem braucht es Angebote, in denen sich jeder ausprobieren kann. Mission muss im Herzschlag der Gemeinde fest verankert sein.

Während sich innerhalb von Gemeinden Blasen bilden, fehlen folglich oft die richtigen **Einstiegstore für Kirchendistanzierte.**

Wir stellen uns diesem nächsten Strukturproblem.

„Kein ostdeutscher Kirchendistanzierter würde in einen Gottesdienst gehen, es sei denn, er wäre in einer tiefen persönlichen Krise“ sagt Marcus Rose.

Was steckt dahinter?

Gerade in Freikirchen setzen viele darauf den einen hochattraktiven Gottesdienst zu gestalten, damit möglichst viele Menschen dadurch zum Glauben kommen.

Stellen wir uns vor, es geht jemand ohne Vorerfahrungen mit Gemeinde in einen solchen Gottesdienst. Diese Person befindet sich zunächst in einem *öffentlichen Raum mit einer homogenen Gruppe von Menschen, die scheinbar alle dasselbe glauben.*

Viele Außenstehende kommen sich dabei wie ein Fremdkörper vor.

Natürlich haben Gottesdienste einen Sinn, da sie ein essentielles Gemeinschaftserlebnis für die Gemeinde bilden. Das bestreitet Rose auch nicht. Der springende Punkt hingegen ist, wie praktikabel ein Gottesdienst für Leute ohne Berührungspunkte mit dem christlichen Glauben ist. Als Gründer und langjähriger Pastor der JKB Treptow, kann das Dirk Farr bestätigen:

Es braucht mehr **niederschwellige Formate.**

Beispielhaft für solche Formate sind die Kleingruppenkonzepte der Magdeburger Lebensgemeinschaft und Hoffnung für Deutschland.

Jeder kann immer dazu kommen. Man kennt es ja oft so, dass Kleingruppen ein Ort sind, wo sich primär Christen treffen, um noch einmal im intimeren Rahmen geistliche Gemeinschaft zu erleben.

Erinnern wir uns zurück an das Pfirsich-Modell, dann sehen wir auch Alternativen.

In diesem Fall wäre es eine Trennung zwischen Team-Kern und Angeboten für Nicht-Christen.

Bei Martin Schmidt werden Christen nicht eingeladen. Wenn sie mitmachen, sollten sie die Vision teilen und noch mehr Nicht-Christen einladen, um so zu garantieren, dass sich keine christlichen Blasen bilden.

Menschen, die wenig Berührungspunkte mit dem Glauben haben, bekommen so die Chance im Kleinen mit christlichen Glaubensinhalten vertraut zu werden. Dafür ist die Prämisse nicht mit dem Evangelium um sich zu schlagen, sondern Beziehungen zu leben, während immer ein Stück Evangelium „hineingegossen“ wird, erzählt Martin Schmidt. Das bedeutet in der Umsetzung, dass *der Gemeinschaftsaspekt im Vordergrund* steht und gleichzeitig geistliche Impulse gegeben werden. So identifizieren sich kirchendistanzierte Menschen mit der Gruppe und füllen ihr Bild von Religion positiv mit Menschen und Stück für Stück mit dem Evangelium. Kleinere Räume eignen sich allgemein besser für tiefgehende Gespräche, in denen sich Menschen öffnen. Gemeinden können sich diesen Aspekt zu Nutze machen, indem sie Kleingruppen explizit als Einstiegstore nutzen.

Das sind natürlich nicht die einzigen Möglichkeiten, um solche Räume zu schaffen. Ralf Neumann spricht davon „auf Bedarfe zu reagieren, die einem auf dem Weg begegnen“.

In anderen Worten: mit offenen Augen durch die Straßen gehen und hinhören, hinschauen, was sich die Menschen im Kiez wünschen.

In dieser **Flexibilität** liegt eine immense Kraft:

Ob Fußball, Lagerfeuerabende oder das Chorprojekt – es gibt eine Bandbreite von Angeboten bei Polylux.

Martin Schmidt macht es ähnlich: Vom Mutter-Kind-Treffen, dem Straßencafé, dem Gemeinschaftsgarten bis hin zur Entdeckergruppe und den Theologischen Abenden gibt es eine Reihe von unterschiedlichen Angeboten. Die Mentalität, die es zu lernen gilt, ist lieber zu viel als zu wenig auszuprobieren, um gelungene Einstiegstore zu finden.

Ziel der ganzen Sache ist es *Menschen mit unterschiedlichen Startpunkten im Glauben an verschiedenen Startpunkten zu erreichen*.

Dafür muss man sein Umfeld kennen - geistliche Präsenz ist hier das Stichwort. Wer geistlich präsent ist, ist geistlich aufmerksam.

Gerade an Orten, die wenig bis gar nicht christlich geprägt sind, wird ein Blick für die richtigen Schlüsselpersonen benötigt. Solche Menschen werden auch **Personen des Friedens genannt** (Lukas 10).

Es geht um Menschen, die vorbereitet sind, das Evangelium zu hören, in Beziehung zu gehen und anderen von dem zu erzählen, was sie gehört haben.

Sie gelten deshalb als die Schlüsselpersonen, weil sie schon Insider in ihrer Nachbarschaft sind und dadurch ihr Zeugnis für andere ein wertvoller Startpunkt sein kann.

„Wenn ihr in ein Haus kommt, so sagt als Erstes: Friede diesem Haus!

Und wenn dort ein Sohn des Friedens wohnt, wird euer Friede auf ihm ruhen; andernfalls wird er zu euch zurückkehren. Bleibt in diesem Haus, esst und trinkt, was man euch anbietet; denn wer arbeitet, ist seines Lohnes wert. Zieht nicht von einem Haus in ein anderes!

– Lukas 10,5-7

Der einzige Weg einen guten Blick für diese Menschen zu bekommen ist es, lokal verortet zu sein. Gerade in der Kultur unserer Zeit besteht oft die Versuchung omnipräsent zu sein und nicht die Augen offen zu halten für das, was Gott im eigenen unmittelbaren Umfeld vorbereitet hat. Darum sind sich alle vier Projekte einig, dass nur, wer mit den Menschen wohnt, isst und trinkt, sie wirklich kennenlernt.

Genauso auch das Team von Polylux:

Erst als sie in den Plattenbau zogen, waren sie wirklich Teil des Datzebergs.

Leben teilen bedeutet, den anderen sich als Teil fühlen zu lassen.

Jesus machte es vor, als er Menschen einlud ihm nachzufolgen und dazuzugehören.

Die Unfertigen wollte er in seinen Kreisen haben (Matthäus 9,11).

Viele von seinen eigenen Nachfolgern waren sich für einen Großteil der Zeit nicht bewusst, dass er der Messias ist und trotzdem waren sie fester Bestandteil seines Kreises.

Dieser Durchbruch des Denkens lässt sich in den Worten „Belonging before believing“ zusammenfassen. Darüber besteht auch Einigkeit in allen vier Projekten: Menschen sollen sich von Anfang an als Teil fühlen. Das bedeutet in der Konsequenz auch, dass viele lange Zeit mitlaufen werden ohne zu glauben. Dieses Denken ist nicht selbstverständlich.

Zugehörigkeit wurde und wird in bestimmten Gemeinden so definiert, dass man den Glaubensinhalten zustimmen muss und miteinander nur auskommt, wenn darüber Einigkeit besteht. „Glaubst du, wie ich glaube?“ lautet hier die indirekte Frage.

Falls die Antwort darauf „Nein“ ist, gehört man nicht zur Gemeinschaft dazu.

Dem hat Paul Hiebert 1970 einen Namen gegeben: Das "Bounded Set".

Leider sorgt dieses Denken noch in zu vielen Gemeinden für eine exklusive Gemeindekultur, in der Menschen meinen andere wegen Glaubensdifferenzen ausgrenzen zu können. Die Alternative hierzu ist eine Gruppenzugehörigkeit, die sich nicht über definierte Glaubensinhalte abgrenzt, sondern um ein Hauptanliegen sammelt - das sogenannte „Centered Set“- Denken.

Im christlichen Kontext würde das bedeuten, dass nicht unterschieden wird, wer ein guter Christ ist und wer nicht, sondern Jesus selbst ist das Zentrum, um das sich alle bewegen. Jeder kann dabei sein, wenn er Lust hat sich bestimmten Lebensfragen zu stellen. Das ist die Vorbedingung für eine gelungene Einladekultur.

*Was macht die Angebote aus, in denen sich Kirchendistanzierte
für christliche Glaubensfragen öffnen?*

Ab diesem Punkt muss sich jede Gemeinde fragen, ob sie diese Kultur teilt und etabliert hat.

Sind wir Gemeinden, die Menschen ins Boot holen und dafür den Sprung ins kalte Wasser wagen? Genau das tun Martin, Marcus, Ralf und Dirk in ihren Projekten. Es ist eine Vision, die christliche Blasen zum Platzen bringt, Menschen bewegt hinauszugehen und über den eigenen Schatten zu springen und Einstiegstore zu schaffen, die breiter sind als jemals zuvor. Es ist eine Vision Menschen zu Jüngern zu machen und sich als Gemeinde immer wieder neu zu erfinden, um sich zu multiplizieren. Doch nichts davon funktioniert ohne wahre Jesusnachfolge. Wenn Gott einer von uns wurde, damit wir ihn kennenlernen, verstecken wir uns als Gemeinde oder gehen wir hinaus? Wenn Gott sich für uns bis zum Tod hingab, sind wir bereit als Kirche nicht länger Selbstzweck zu sein, sondern diesen schmerzhaften Tod zu sterben? Und wenn Jesus auferstanden ist, haben wir die Vision, das als Kirche auch zu tun?

Wir werden auferstehen, weil das hier Gottes Mission ist.

Die Frage ist nur: Was ist deine Mission?